

# **Kunst und Erziehung - Erziehung als Kunst**

Von Adelheid Duppel

Pisa hat viele Folgen. Von blinder Handlungswut bis zum gründlichem Nachdenken ist alles zu finden. Ein Ergebnis dieses Wunsches, für unsere Kinder bessere Bedingungen zu schaffen, war der am 22./23.11.02 in Göttingen stattfindende III. Kongreß „*Erziehung und Bildung*“ unter dem diesjährigen Thema: „*Kunst und Erziehung, Erziehung als Kunst*“. Er wurde von dem Hirnforscher Prof. Dr. Dr. Gerald Hüther und dem Pädagogen Karl Gebauer veranstaltet und stand unter der Schirmherrschaft der Deutschen Liga für das Kind in Familie und Gesellschaft. Themen der vergangenen Jahre waren: „*Kinder brauchen Wurzeln, Neue Perspektiven für eine gelingende Entwicklung*“ sowie „*Kinder suchen Orientierung, Anregungen für eine sinn-stiftende Erziehung*“.

Kennzeichnend für diese Kongresse ist ein fächerübergreifendes Zusammenarbeiten von Pädagogen, Therapeuten und Naturwissenschaftlern. Das machte die Ergebnisse so berichtenswert.

Die diesjährige Tagung wurde von annähernd 1 000 Teilnehmern besucht, 90% von ihnen waren Frauen: Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Erzieherinnen und Therapeutinnen. Sicher war auch noch die eine oder andere Mutter dabei.

Ausgehend von dem schrecklichen Erfurter Morden, und der aktuellen 14. Shell Jugendstudie, nach der sich nur 50% aller befragten Jugendlichen durch ihr Elternhaus geborgen und mit allem fürs Leben Notwendige ausgestattet fühlen, betont Professor Hüther bei der Einführung die Dringlichkeit von Änderungen. Schon bei den letzten Tagungen war er dabei bis in die Säuglingszeit zurückgegangen und hatte die Bedeutung der emotionalen Geborgenheit auch mit Hilfe der Hirnforschung dargelegt. Auch die Rolle der Eltern als unbedingtes Vorbild war schon behandelt worden. Deshalb sollte dieses Mal der Einfluß des Musischen und des Spiels in der Erziehung beurteilt werden. Denn gerade durch vielfältiges Gestalten lernten die Kinder sich selbst kennen, ihre eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten und nähmen auf diese Weise ihre Selbstwirksamkeit wahr. Dies sei die grundlegende Selbstmotivation in allen folgenden Lernprozessen.

Zunächst stolpert man über das Wort Selbstwirksamkeit. Damit soll aber das aus dem Erleben von Eindrücken und der Möglichkeit zur Reaktion darauf entstandene Selbstwertgefühl ausgedrückt werden.

Dieser Kongreß stand unter dem Leitspruch von Fulbert Steffensky:

*„Es ist Zeit, in unserer Gesellschaft das zu retten, was sich nicht funktional rechtfertigen läßt. Es ist Zeit, für die Dinge einzutreten, die keine Zwecke haben, für das Spiel, für die Musik, für die Gedichte, für das Gebet, für das Singen, für die Stille, für alle poetischen Fähigkeiten des Menschen. Sie haben keine Lobby, und sie bringen keine Profite. Aber sie stärken unsere Seelen.“*

Würde man das Wort „Gesellschaft“ durch das Wort „Volk“ ersetzen, das „Gebet“ durch „Besinnlichkeit“ oder „Nachdenklichkeit“, dann könnte man diesen Spruch sicher uneingeschränkt bejahen. Jedoch spielte das Christentum bei den Vortragenden keine Rolle. Lediglich den Antroposophen wurde Raum für ihre Vorstellungen eingeräumt. Doch davon später.

Die erste Vortragende war Prof. Dr. Mechthild Papousek, eine Fachärztin für Psychiatrie und Neurologie und Dozentin für Entwicklungspsychobiologie und -psychopathologie der frühen Kindheit. Ihr Thema war: *„Spiel und Kreativität in der frühen Kindheit“*.

Sie hatte in ihrer sogenannten Schreispredigt festgestellt, daß schon sehr viele Säuglinge unruhig sind, viel schreien und sich nicht beschäftigen können, daß aber auch immer mehr Mütter nicht wissen, was sie mit ihrem Kind anfangen sollen, hilflos und depressiv sind.

Zunächst betonte sie, daß das Spielen ein biologisch verankertes Grundbedürfnis, genauso wie das nach Schutz und Geborgenheit sei. Anfangs finde es in unmittelbarer Nähe statt, beginne vom ersten Tag an mit dem Blickkontakt zur Mutter, mit kleinen Zwiegesprächen und dem Spielen mit den eigenen Fingerchen. Durch Nachahmen und mit fortschreitender Entwicklung dehne sich der Spielraum weiter aus. Das Spielen diene dem Sich-Zurechtfinden in der Umwelt, dem Begreifen, der Erkundung, der Möglichkeit, die eigene Urheberschaft zu erkennen, der Erfahrung, durch Reaktionen Gegenreaktionen auslösen zu können und so zu Erfolgserlebnissen zu kommen.

Als Laie denkt man gar nicht darüber nach, wie wichtig dieses Reagieren und die Erfahrung einer Gegenreaktion für ein Kind ist. Denn es erlebt, daß es selber etwas bewirken kann. Diese Art zunächst wortloser, aber oft lautmalender Verständigung, ist der Beginn der Entwicklung zu einem Selbstwertgefühl. Ein Erfolgserleben spornt an, neue Entdeckungen zu machen, fördert die Ausdauer und Konzentration. Hier werden schon die Grundlagen für späteres Spiel- und Lernverhalten gelegt. Die Referentin konnte das anhand von Videoaufnahmen sehr anschaulich darstellen. Erschütternd waren dabei die Reaktionen eines noch

nicht einmal dreimonatigen Säuglings auf seine depressive Mutter. Er war bereits ihr bedrücktes und antriebsloses Spiegelbild. Hektische Mütter hatten ebenfalls hektisch reagierende Kinder, und das schon im jüngsten Alter.

Natürlich seien das körperliche und seelische Wohlbefinden sowie das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit unabdingbare Voraussetzungen für eine gelingende Entwicklung. Jedoch genauso wichtig sei, daß sich Eltern (besonders die Mutter) intuitiv auf das Kind einlassen könnten. Das heißt, daß sie soviel Einfühlungsvermögen haben müssen, daß sie sich beim Spielen nach dem Kind richten, nach seiner Stimmungslage, nach seinem Wachheitsgrad, nach den „Signalen“, die es aussendet. Eltern sollten sich diesbezüglich von den Kindern leiten lassen.

Dafür ist es notwendig, Zeit und den Willen zu haben, sich mit dem Kind zu beschäftigen. Man muß Vorbild sein. Ebenso ist ein ruhiger Spielraum und ein Schutz vor Reizüberflutung notwendig. Hilfe soll man nur anbieten, wenn es notwendig ist.

Ungünstige Voraussetzung für das Spiel mit den Kleinen ist eine hektische Lebensweise, die heute übliche Fördermentalität, die Überschwemmung des Marktes mit Spielsachen sowie ein Unverständnis für das Spielen überhaupt. Auch nicht altersgerechtes Spielen kann Kinder überfordern.

Schreikinder könnten nicht mehr abschalten, sie seien oft durch den daraus entstandenen Schlafmangel überreizt. Häufig würden sie daraufhin durch Neues abgelenkt, seien dann auch kurzfristig ruhiger, jedoch handle es sich hierbei nur um eine Pseudostabilität, die man erreiche, und nach kurzer Zeit sei der unruhige Ausgangszustand wieder da. Jeder innere Ansporn (Motivation) dieser Kinder sei gehemmt, liege brach oder sei überhaupt verkümmert. Hier beginne die Aufmerksamkeitsstörung, die mittlerweile einen hohen Prozentsatz unserer Kinder erfaßt hat.

Eltern sind häufig überfordert, sei es durch eigene unbewältigte Konflikte, durch Überforderung, eine eigene unschöne Kindheit, Hektik oder Zeitmangel. Dann kommt es zu Depressionen, zu einem Verstummen, zu einer Sprachlosigkeit gegenüber dem Kind.

Therapeuten helfen dann den Betroffenen, zunächst einmal den Alltag zu strukturieren, das heißt, für Gleichmäßigkeit und Übersichtlichkeit zu sorgen, besonders, was die Schlafenszeiten betrifft. Ebenso hilft es, dafür zu sorgen, daß das gemeinsame Spiel mit ungeteilter Aufmerksamkeit stattfindet, und zwar im Wechsel mit Zeiten, in denen das Kind alleine spielt.

Und damit wird von der Vortragenden angedeutet, daß Eltern nicht ununterbrochen mit ihrem Kind spielen müssen, ja dies nicht einmal dürfen. Auch die Feststellung, daß sich Eltern intuitiv auf ihr Kind einlassen sollen, d. h. sich in seine Spielweise einfühlen und nach ihm richten müssen, betont, daß es sich hier um etwas ganz Natürliches handelt, weit weg von allen frühkindlichen Fördermaßnahmen.

Leider wird weder im befürwortenden noch im ablehnenden Sinn darauf eingegangen, daß Kinder auch in diesem Alter schon Regeln und Grenzen brauchen. Wohl wurde in vergangenen Vorträgen betont, daß diese zur Orientierung und zur Entwicklung eines Sicherheitsgefühls wichtig sind, aber bei den Allerjüngsten und in diesem Vortrag war nicht die Rede davon.

Die Klarheit über die Beschaffenheit der Kinderseele kann jeder verunsicherten Mutter helfen, sich in sein Wesen einzufühlen und es richtig zu behandeln. Denn mit dem ersten Lebenstag erfahren Kinder, was angenehm ist (das Trinken und das Herumgetragen-werden) und was unangenehm ist (eine verschmutzte Windel, das Wieder-ins-Bettchen-gelegt-werden). Instinktiv weiß das Kind, wie es auch ohne Sprache seine Empfindungen und Gefühle ausdrücken kann: nämlich mit Schreien. Denn es erlebt bald die Reaktionen der Umwelt darauf. Jede Mutter wird, wenn sie sich die Zeit dafür nimmt und nicht ihr Kind an fremde Betreuungspersonen abgibt, sehr schnell ihr Kind kennenlernen und herausfinden, worauf der Unmut ihres Kindes zurückzuführen ist. Dann muß sie unterschiedlich reagieren. Denn auch das ist eine notwendige Erfahrung für das Kind, daß es nämlich äußern kann, wenn es ihm nicht gut geht, und dann auch von der Mutter verstanden wird. Daß es aber durch Gebrüll nicht erzwingen kann, nach eigenem Belieben Aufmerksamkeit zu bekommen, und Angenehmes zu erreichen.

Leider wurde in diesem Vortrag das Gewicht auf das Spiel der Eltern mit ihrem Kind gelegt, wahrscheinlich, weil darin die meisten Schwierigkeiten liegen. Das Alleinspiel wurde erwähnt, jedoch nicht seine Bedeutung. Auch das könnte nämlich vom förderwütigen Zeitgeist verunsicherten Eltern helfen, bewußter mit ihrem Kind umzugehen. Denn das Alleinspiel läßt dem Kind noch sehr viel mehr ungestörten Freiraum für die Entwicklung der Phantasie und eigener Erfahrungen als das gemeinsame mit den Eltern, bei dem eher das Zwischenmenschliche, das Vermitteln von Vertrautheit und Gefühlen im Vordergrund steht.

Der im Kind vorhandene, von Mathilde Ludendorff beschriebene Gottesstolz, der sich auch in der Freude am eigenen Tun ausdrückt,

wurde zwar nicht benannt (erstaunlich, wie sprachlos doch manche Forscher noch sind!), aber deutlich gezeigt.

Auch wurde in einem kurzen Nebensatz erwähnt, daß der Schutz des Kindes vor Reizüberflutung schon während der Schwangerschaft beginnen sollte. Wer denkt heute an so etwas?

Trotz jener kleinen Schwächen konnte man diesem Vortrag zustimmen, denn er wird der Kinderseele wieder eher gerecht, als so manches, was in den letzten Jahren veröffentlicht wurde. Es ist nur schade, daß erst das so gehäufte Auftreten von Störungen bei Eltern und Kindern dazu führen konnte.

Ein sehr schönes afrikanisches Sprichwort leitete zum nächsten Vortrag über:

*„Das Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht“.*

Die Diplom-Psychologin, Bildungsforscherin und Haushaltswissenschaftlerin Anne Heck befaßte sich mit den *„Bildungs- und Selbstbildungsprozessen in Kindertagesstätten“*.

Dazu hatte sie einen dreijährigen Forschungsauftrag vom Familienministerium zum Bildungsauftrag von Kindertagesstätten.

Der Hintergrund für diese Untersuchungen ist der gesellschaftliche Wandel, durch den berufstätige Menschen nicht mehr so sehr über Fachwissen verfügen müßten als vielmehr über Experimentierfreude, Mut zum Risiko, Ausdauer, Flexibilität, vernetztes Denken und soziale Kompetenzen. Man lese sich nur einmal gründlich die Stellengesuche in den Zeitungen durch. Nun stelle man sich die Frage, ob und was dafür in den Kindertagesstätten getan werden könnte.

Erfreulicherweise ist die Forscherin dabei auf die sogenannten Selbstbildungsprozesse, über die Kinder von Geburt an verfügten, gestoßen. Diese seien in den letzten Jahren nur ungenügend genutzt worden. Das heißt, gesunde Kinder haben von Geburt an das Bedürfnis, Erfahrungen zu machen, zu lernen. Dieser Trieb steckt in ihnen. Der Erwachsene muß für die richtigen Bedingungen sorgen, nämlich hauptsächlich für gute Bindungsbeziehungen, dann lernt das Kind. Dabei hätte der Kindergarten einen anderen Bildungsauftrag als die Schule. Hier lernten die Kinder durch das Spiel mit den anderen soziale, persönliche, das Wissen betreffende und methodische Fertigkeiten (Kompetenzen). Durch diese würde sich ihre Identität, das ist die sich ihrer Fähigkeiten bewußte Persönlichkeit, entwickeln. Durch gelingende soziale Kontakte z. B. beim gemeinsamen Aushandeln von Spielen, aber auch durch Meinungsunterschiede und das Finden von Lösungen würden Konfliktfä-

higkeit und moralische Verhaltensweisen geübt, wobei unter letzteren hauptsächlich Toleranz verstanden wird. All dies erfordere Zeit, und genau das spräche gegen einen vorverlegten Schulbeginn mit 5 Jahren.

Das Spielen im Kindergarten sei auch deshalb wichtig, weil Kinder ohne große Erklärungen, Planungen und Vereinbarungen fähig seien, sich in die Phantasiespiele anderer einzufügen. Kinder bräuchten Kinder, da sie sich nur durch die ihnen eigene Art des Denkens und Spielens ineinander hineinversetzen könnten.

Da stellt sich dem Zuhörer nun ganz zu recht die Frage, warum Kinder überhaupt Erzieher und einen Kindergarten brauchen, wenn sie doch alles allein können.

Die Referentin begründet deren Notwendigkeit damit, daß Kinder Personen bräuchten, die sich mit dem Wesen der Kinder und ihren Fähigkeiten auskennen, die Geborgenheit vermitteln, Verantwortung übernehmen, sowie sie in ihrem Tun annehmen und anerkennen (also: soziale Wertschätzung). Dafür sei eine ständige Weiterbildung der Erzieher notwendig.

Grundsätzlich sei das, was mit der kindlichen seelischen und körperlichen Entwicklung zu tun habe, im Spiel zu lernen und das, was an Wissen vermittelt werden soll, auf möglichst ganzheitliche Weise, d. h. von möglichst vielen Seiten her, von den Erziehern. Dabei dürfe es keinen allgemein verbindlichen „*Lehrplan*“ geben, da die Kinder zu unterschiedlich seien und auf zu unterschiedlichen Entwicklungsstufen stünden. Das, was den Kindern an Wissen vermittelt werden solle, müsse zwischen Erziehern und Eltern ausgehandelt werden.

Auch sollten entwicklungspsychologische Prozesse nicht unterbrochen werden.

Am Ende dieses Vortrages fragte sich sicher so mancher Zuhörer erneut, ob Kinder dafür wirklich einen Kindergarten brauchen. Wachsen sie in einer größeren Familie auf, kann all dies noch viel besser und kindgerechter in der eigenen Familie verwirklicht werden. Vor allem der unterschiedliche Entwicklungsstand der Kinder kann sehr viel mehr berücksichtigt werden. Es fällt einem auch ein, was Mathilde Ludendorff zur Kinderseele schreibt, die gerade in den ersten Jahren geschützt werden muß. Wohl wird in jedem Kind im Laufe der Entwicklung seine Vernunft stärker, aber dies geschieht immer auf Kosten der anderen im Kind vorhandenen Seelenzustände, wie seinem unbewußten Sinn für das Schöne, Gute und Wahre, für sein davon bestimmtes Fühlen. Diese Eigenart seiner Seele ist nicht meßbar wie der Intelligenzquotient, ist nicht hervorrufbar wie ein Purzelbaum. Nur der vertraute Erzieher wird

manchmal ahnen, wenn das Kind davon bewegt wird, wenn es sich ihm ganz ohne sein Zutun öffnet.

Durch die frühe Unterbringung in größeren Gruppen wird das Kind gezwungen, mit Hilfe der Vernunft zu lernen, wie es damit am besten zurechtkommt. Auch auf alles das, was die Vernunft der anderen Kinder an es heranträgt, muß es reagieren. Und somit wird die Vernunft sehr viel stärker angeregt, sich zu entwickeln, als zuhause in der ungestörten, ruhigen und vertrauten Umgebung. Manch eine Mutter wird diese frühe Vorbereitung aufs Leben sogar gut finden, aber dabei nicht daran denken, daß gerade damit dem Kind der von Mathilde Ludendorff so bezeichneten „*Vorfeiertag des Lebens*“ zerstört wird. Entwickeln sich vernunftgelenktes Zweckdenken und Nützlichkeitsbestrebungen so früh, verdrängen sie nicht nur die in der Kinderseele vorhandene Freude am Schönen, Guten und Wahren, sondern diese wird so zeitig davon eingemauert, so nüchtern, daß sie sich später gar nicht mehr daran erinnern kann, daß es einmal eine, solchen „*unnützen*“ Dingen gewidmete Zeit gegeben hat.

Insofern muß man grundsätzlich die Unterbringung in Kindertagesstätten ablehnen. Lediglich bei älteren Einzelkindern ist zu überlegen, wie man ihnen den Übergang zur Schule und das Einfügen in einer größeren Gruppe erleichtern kann.

Der vorgesehene Referent des dritten Vortrags war erkrankt, dafür sprang Dr. Rainer Patzlaff ein, ein ehemaliger Waldorflehrer, jetzt Leiter des IPSUM-Institutes für Pädagogik, Sinnes- und Medienökologie in Stuttgart. Sein Thema war: „*Sprache als künstlerisches Medium in der Erziehung*“.

Seinen Klagen über den Verlust der Sprachkultur konnte man zunächst uneingeschränkt zustimmen. Denn inzwischen sollen mehr als 20% der Bevölkerung „*funktionale Analphabeten*“, d. h. nicht mehr in der Lage sein, Texte zu verstehen. Überhaupt gehe der Umgang mit dem gesprochenen Wort verloren, denn Eltern sprächen mit Kindern durchschnittlich nur noch ungefähr 12 Minuten pro Tag. Deshalb seien auch 25% der Kinder von Sprachentwicklungsstörungen betroffen. (laut einer Berliner Sprachstandserhebung von 2001). Diese Störungen treten zunehmend neben Defiziten in der Motorik und der Sensorik auf und haben ihre Ursachen nicht in einem Intelligenzmangel, sondern soziokulturelle Gründe seien dafür verantwortlich. Auch bis zu der Feststellung, daß Sprechen über 100 Sprechmuskeln erfordert und einen klingend gewordenen Ausatemungsstrom darstellt, konnte man dem Vortragenden noch folgen. Dann jedoch müßten sich jedem der anwesenden

Naturwissenschaftler eigentlich die Haare gestäubt haben. Da hieß es nämlich weiter: Buchstabenprozesse haben Formungsprozesse im Gehirn zur Folge, würden im venösen Blutstrom plastiziert und mit Hilfe des Dopplereffektes könnte sichtbar gemacht werden, wie das Blut beim Sprechen Wirbel bilde, stocke oder zurückfließe. So würde durch den Sprechvorgang der gesamte Stoffwechsel beeinflusst, sowie die chemische Zusammensetzung des Blutes. Somit wirke die Sprache auf die Gesundheit ein und sei leibgestaltend.<sup>1)</sup>

Um die Wichtigkeit der Sprache aus anthroposophischer Sicht zu betonen, wurden Versuche einer Johanna Zinke erwähnt, die den Luftstrom von gesprochenen Buchstaben mit Hilfe von Zigarettenrauch sichtbar gemacht hatte. Somit war eine weitere Bedeutung geboren: „*Sprache als plastische Gestaltung der Luft!*“ (Man lernt doch immer etwas Neues dazu!)

Danach kehrte Dr. Patzlaff wieder zu den Kindern zurück, beschrieb die Wirkung der Sprache als ein Eingreifen in den Naturrhythmus des Kindes, also auf Atem und Herzschlag, sowie auf sein seelisches Erleben, z. B. wenn es Anteil nimmt. Aus leiblicher Bewegung (Herzschlag und Atem) würde seelische Bewegung und am Ende eine geistige (Kopf und Nervensystem). Dieser dreistufige Weg der Sprachentwicklung, vom Unbewußten (Körper) über das Halbbewußte (Seele) zum Bewußten (Geist) ende mit der Pubertät, mit der „*Tyrannis des Kopfes*“. Wollten Lehrer, Erzieher oder junge Eltern eine Brücke zum Kind bauen, müßten sie sich auf das Niveau der Kinder begeben und sich in die tieferen (bereits zurückgelassenen) Schichten vorarbeiten, zu den halbbewußten oder den unbewußten Bereichen.

Ob dazu nun das „*Sprechen nach musikalischen Gesetzen*“ gehören sollte, oder die vielen eher lautmalenden als sinnvermittelnden Gedichte der Anthroposophen, wurde nicht ganz klar.

Zur Bedeutung der Sprache erwähnte der Redner noch, daß diese auch eine Lautmalerei von Tätigkeiten sei, die die Kinder sofort verstehen würden. Daß dabei innerseelische Bilder beim Hören von Sprache entstehen, die Bilder in der Vorstellung formen, konnte man noch nachvollziehen, wie sehr sich das aber auf die Vorstellung geometrischer Formen auswirken würde, war doch eher zweifelhaft. Auch, daß die Märchenwiederholung ihren Sinn in der rhythmischen Ernährung der Seele hat, scheint eher vom anthroposophischen als mit dem gesunden

---

<sup>1)</sup> Anthroposophen besitzen ja sieben davon, von denen jeweils nach sieben Jahren ein neuer Leib geboren wird.

Menschenverstand nachvollziehbar. Der Feststellung, daß Sprache eine Emanzipation des Geistes bewirkt, könnte man zustimmen, vorausgesetzt, unsere Vorstellungen der Begriffe stimmten überein und das Ausgesprochene ist nicht nur eine leere Worthülse, sondern Ausdruck eines eigenen inneren Vorgangs.

Der Redner erhielt für seinen Vortrag den begeistertsten Beifall, der überhaupt auf dieser Tagung gespendet wurde. Mit Sicherheit lag das an der hervorragenden Vortragsweise. Aufgrund der anthroposophischen Deutung der Sprache betreiben Waldorflehrer eine ausgeprägte Sprachschulung. Ihre Schüler lernen, deutlich und akzentuiert zu sprechen, und auch sehr viele klassische Texte auswendig. Außerdem forderte Rudolf Steiner, der Begründer der Anthroposophie einmal, Lehrer müßten Schauspieler sein, um überzeugend zu wirken. Ganz abgesehen davon, haben Lehrer eine Sonderstellung in der anthroposophischen Gemeinde, priesterähnlich, denn sie sind ja von höheren Mächten für besondere Aufgaben ausersehen worden. Somit galt der Beifall vor allem der hervorragenden, auch humorvoll gewürzten und absolut frei vorgetragenen Rede. Man war sehr gut unterhalten worden!

Mit Sicherheit hatte der Redner auch seinen „*Fanclub*“ dabei, begeisterte Anthroposoph(inn)en, die kritiklos alles hinnahmen, was er sagte. Zudem sah man ihm an, daß er das Vortragen vor einem solch zahlreichen und begeisterten Publikum genoß, was ihm weitere Sympathien einbrachte.

Somit gingen die berechtigten Zweifel „*junger Seelen*“<sup>2)</sup> in dem Beifall unter.

Und es fiel kein Wort zur Bedeutung der Sprache als Kulturwert. Der Vortragende hätte erwähnen können, daß jede Sprache einen unverzichtbaren von der Seele ausgehenden und auf die Seele zurückwirkenden Wert darstellt. Jedes Volk drückt mit seiner Sprache etwas von seinem ganz besonderen im Unterbewußten verankerten Wesen aus. Natürlich müssen Menschen, die sprachlich verarmen, auch seelisch verarmen. Was auch angedeutet, aber nicht weiter verfolgt wurde. Eine bedeutende Fähigkeit, einander etwas mitzuteilen, Gemeinsamkeiten zu finden und auch ein tieferes besonderes oder persönliches Erleben so auszudrücken, daß es nicht nur mit der Vernunft erfaßt wird, verflacht.

---

<sup>2)</sup> Junge Seelen findet man nach anthroposophischen Vorstellungen bei Menschen, in denen noch nicht so oft eine Wiedergeburt stattgefunden hat, und die schon deshalb nicht die von diesen mitgebrachten Erfahrungen und Weisheiten haben können. Sie werden nachsichtig belächelt und nicht ernst genommen.

Alles ist vereinfacht, nur noch „geil“ oder „cool“. Eines Tages sind bestimmte Worte nicht mehr verfügbar. Schon heute wissen manche Schüler nicht mehr, was „*liederlich*“ ist. Mit dem Verlust oder der damit gleichzeitig einhergehenden Verfremdung (Denglisch) der Sprache ist somit ein kultureller Verlust verbunden. Dabei wirkt sich das Verhalten der Eltern sehr stark auf ihre Kinder aus. Eltern, die am Tag mehr als 12 Minuten mit ihren Kindern sprechen, die selbst gerne lesen und auf eine gute Sprache achten, werden sicher seltener die anfangs erwähnten funktionellen Analphabeten als Kinder haben als solche, die aus sogenannten bildungsfeindlichen Schichten kommen. Auf die Notwendigkeit eines vorbildhaften Verhaltens der Eltern war der Referent eingegangen.

Im nächsten Vortrag befaßte sich die Privatdozentin Dr. Gabriele Haug-Schnabel, eine Verhaltensbiologin, mit der Frage: „*Was macht Kinder stark?*“

Dabei verstand die Rednerin unter „*Stärke*“ ein entwickeltes Selbstwertgefühl, das in allen Lebenslagen helfen soll, über das Erkennen von Stärken und Vorlieben, das Erleben von Erfolgen, Mut zu finden, um eigene Schwächen zu erkennen und zu bewältigen. Eine Erziehung, die stark macht, müßte die sogenannte E-Kette berücksichtigen, das ist die Folge von Erwartungen – Erlebnissen – Erfahrungen – Emotionen.

Hierbei stolpert man zunächst über die Erwartungen, denn diese setzen eine schon sehr viel fortgeschrittenere Entwicklung zur Bewußtheit voraus, als dies beim kleinen Kind (von dem die Rednerin ja ausgeht) der Fall sein kann. Daß dann Erlebnisse zu Erfahrungen verarbeitet werden können, ist nachvollziehbar. Und sicher kann man darüber streiten, ob die Gefühle, die dadurch ausgelöst werden und die das Kind prägen, am Ende dieser Kette stehen oder schon von den ersten Erfahrungen an das Erleben des Kindes begleiten. Auf mich wirkte diese E-Kette sehr gewollt.

Die Verhaltensbiologin ging noch auf eine Reihe grundsätzlicher Erkenntnisse ein, denen man im Großen und Ganzen zustimmen konnte, nämlich:

- Neue Erfahrungen werden von Kindern vermieden, wenn zuvor viel Negatives erlebt wurde.

- Eltern spielen die wichtigste Rolle, sie sind sozusagen die Baby-Erstausrüstung.

- Ein auf das Kind abgestimmtes elterliches Verhalten fördert die Selbständigkeit. – Vorhersehbare Reaktionen der Eltern fördern die Sicherheit.

- Jedes Kind hat „*Startkompetenzen*“, um mit der Umwelt in Verbindung zu treten, was sich aber nur auswirkt, wenn die Umwelt liebevoll und angemessen auf die entsprechende Situation reagiert,

- 70% aller Mißverständnisse zwischen Säugling und Eltern werden zu Beginn innerhalb von Sekundenbruchteilen korrigiert,

- Kinder sollten möglichst viele eigene Erfahrungen machen.

- Eltern sollten ihr Kind seine Entwicklungsschritte selbst bestimmen lassen und auf das eingehen, was ihr Kind interessiert,

- In der motorischen Entwicklung können Eltern durch ständiges Aussprechen ihrer Befürchtungen die Entwicklung ihres Kindes hemmen und es verunsichern.

- Kinder müssen auch Erfahrungen beim Stoßen an Grenzen machen, da ein aktives Verstoßen gegen Regeln bei der Orientierung hilft und Sicherheit vermittelt.

- Man sollte den Kindern auch keine Anstrengungen und Mühen ersparen, ihnen keine Arbeit wegnehmen, auch wenn man es schneller kann, und ihnen die Möglichkeit geben, Eigenes zu schaffen. Tut man dies nicht, werden die Kinder passiv, lustlos und ermüden schnell.

- Auch bei einem normalen Entwicklungsverlauf kann es Rückfälle geben, denn dieser sei durch Umorganisation im Zentralnervensystem ungleichmäßig. Neuartige Fähigkeiten, die oft mit einer hohen Infektanfälligkeit verbunden wären, verunsicherten das Kind, so daß es erst einmal wieder Schutz bei Vertrautem suche. Daraus entstünden häufig Konflikte, da die Eltern ihr Kind schon auf einer anderen Entwicklungsstufe erlebt haben und auf die Dauer diesen Rückfall nicht annähmen. Diese Konflikte seien aber notwendig, denn sie würden die Entwicklung vorantreiben.

Dieser Vortrag ergänzte und bestätigte den zuerst gehörten.

Zum Abschluß wurde noch ein Ausspruch des Dichters Jean Paul zitiert:

*„Kinder und Uhren kann man nicht immer nur aufziehen, man muß sie auch mal gehen lassen“.*

Prof. Dr. med Eckart Altenmüller, Neurologe und Musiker, Direktor des Instituts für Musikpsychologie und Musiker-Medizin der Hochschule für Musik und Theater in Hannover hielt den nächsten Vortrag über: *„Musikerziehung – weitreichende Einflüsse des Musizierens auf das Zentralnervensystem“.*

Zu Beginn ging der Redner der Frage nach, was wohl den Menschen bewegen haben mochte, sich mit Musik zu beschäftigen. Anthropologen würden in ihr neben der Sprache ein zweites Kommunikationssystem

sehen, „dessen evolutionärer Nutzen mit der Herstellung sozialer Bindung und mit der Organisation des Gemeinschaftslebens zu tun haben“. Denn Musik verbinde (Tanz), strukturiere Tätigkeiten (Erntelieder, Handwerkerlieder), stärke das Wir-Gefühl (Marschmusik, Nationalhymnen) und kanalisieren Aggressionen.

Den Neurologen und Musiker interessierte besonders, wie sich Musik auf die Hirnentwicklung auswirkt. In mehreren Versuchsreihen konnte festgestellt werden, daß durch Musikunterricht generell Nervenzellverbindungen zwischen den Hörzentren und den sensomotorischen Zentren der Großhirnrinde gebildet oder aktiviert werden. Demzufolge haben auch Berufsmusiker ein anderes Gehirn als nichtmusizierende Menschen. Die Verbindung zwischen ihren beiden Gehirnhälften ist ausgeprägter, die für die Hände zuständigen sensomotorischen Bereiche im Gehirn sind erweitert und der Teil des Kleinhirns, der für die Feinabstimmung von raschen Bewegungen zuständig ist, ist ebenso wie bestimmte Abschnitte der Hörinde größer.

Hierbei stellte sich die Frage, ob Musik intelligenter macht und ob sich Musikerziehung auch auf andere Intelligenzbereiche auswirkt.

Zunächst konnte festgestellt werden, daß Musiker keinen mit herkömmlichen Methoden abprüfbar höheren Intelligenzquotienten haben als Nichtmusiker. Wohl bestehe eine positive Wechselbeziehung zwischen musikalischer Begabung und genereller Intelligenz.<sup>3)</sup> Diese sei aber noch kein Beweis dafür, daß das Musizieren selbst intelligenter mache. Es könne zwar bei musizierenden Schülergruppen nach drei Jahren eine Beschleunigung in der Entwicklung der räumlichen Vorstellung festgestellt werden. Dieser Vorsprung wäre jedoch nach weiteren drei Jahren von der nicht musizierenden Vergleichsgruppe aufgeholt worden. Es kommt also nur zu einer vorübergehenden Beschleunigung.

Auch die Art des Unterrichts, Musik auf reiner Vernunftebene zu erklären oder aktiv durch eigenes Üben begreifen zu lassen, hatte keine statistisch verwertbaren Auswirkungen auf das Begreifen und die Merkfähigkeit. Lediglich das Vorlesen einer Edgar Allan Poe<sup>4)</sup>-Geschichte

---

<sup>3)</sup> Intelligenz wird von Wissenschaftlern in neun Bereiche eingeteilt: In linguistische, logisch-mathematische, räumliche, musikalische, körperlich-kinästhetische, intrapersonale und interpersonale, naturalistische und existenzielle bzw. spirituelle Intelligenz.

<sup>4)</sup> Amerikanischer Schriftsteller, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte und bekannt ist für grotesk-unheimliche Geschichten.

bei einer weiteren Vergleichsgruppe zeigte eine Verminderung der Gehirnaktivität.

Auch verbessert das Hören der Musik Mozarts das räumliche Vorstellungsvermögen (Mozarteffekt), jedoch hält diese Wirkung nur 20 Minuten an.

Bei Versuchen mit Menschen, die sich vorher nie musikalisch betätigt hatten, konnte man eine Verschiebung der Gehirnaktivitäten auf die rechte Seite feststellen, die für die Hände zuständigen sensomotorischen Bereiche liegen auf der linken Seite, und bereits nach 20 Minuten Unterricht kam es zu einer stärkeren Vernetzung beider Seiten, also von Hör- und Bewegungssinn. Auch die Geschwindigkeit des Hörens nahm zu, während es bei der Bewegungsfähigkeit zunächst zu einer Hemmung kam, möglicherweise, um weniger Energie zu verbrauchen.

*„Es gibt Hinweise, daß Musizieren positive Auswirkungen auf die sozialen Intelligenzen hat, vor allem auf die Fähigkeit, Gefühl anderer Menschen wahrzunehmen und zu antizipieren (gedanklich vorwegzunehmen). Derartige Transfer-Effekte sind aber schwer in einem kontrollierten Experiment zu testen und daher auch aus methodischen Gründen bis heute nicht eindeutig belegbar“.*

Prof. Altenmüller schließt nicht aus, daß das, was man in der Jugend lernt, erst im Alter wirksam wird. Denn Untersuchungen an Schlaganfallpatienten hätten gezeigt, daß diese Erkrankung auf Musiker geringere Auswirkungen gehabt hätte als auf Nichtmusiker. Nervenzellen wachsen außer im inneren Hypocampus zwar nicht nach, aber sie sterben bei Musikern wohl nicht so schnell ab.

Jedenfalls wäre hier noch ein weites Feld für Untersuchungen. In dem Beiheft zur Tagung schreibt er zum Abschluß seiner Ausführungen, daß man doch nicht so sehr irgendwelche meßbaren Verbesserungen unserer Kinder im Auge haben dürfe, sondern nicht vergessen solle, daß Musik *„eine menschliche Notwendigkeit sei und ein Teil unseres Lebens“*, daß sie *„eine der wenigen Möglichkeiten darstelle, Zugang zu den Dimensionen des Unaussprechlichen zu finden“*. Hiermit erwähnt er das, was bei seinen mündlichen Ausführungen zu kurz kam: Der Mensch macht und liebt Musik, weil sich darin der völlig zweckfreie Wunsch zum Schönen ausdrückt. Das Schöne, das so unaussprechlich, so gar nicht mit der Vernunft zu erfassen ist, das aber zutiefst erlebt werden kann.

Und dann schreibt der Neurologe und Musiker noch weiter: *„... Musikunterricht, wie ich ihn mir wünschen würde, erschließt Innenwelten und öffnet die Ohren für ungewohnte Töne, für Zwischentöne, Untertöne. Er*

*schult den Sinn für Ästhetik und hilft Abwehrkräfte gegen die Allgegenwart von Gebrauchsmusik zu entwickeln ...“*

Dem braucht man eigentlich nichts mehr zuzufügen.

Der nächste Vortrag wurde von Frau Prof. Hannelore Krause-Wichert gehalten, einer Diplomrhythmiklehrerin, Professorin für Sozialpädagogik im Ruhestand. Sie sprach über *„Rhythmische Erziehung – ein Weg zu einer anderen Art des Erfahrens und Lernens“*.

Unter rhythmischer Erziehung versteht sie eine Erziehung durch Bewegung mit Hilfe der Musik und der Sprache. Dabei würde der angeborene Bewegungsdrang der Kinder im Vor- und Grundschulalter zum tätigen Lernen ausgenutzt, wobei Musik die Grundlage sei. Diese Art, Bewegung, Musik und Sprache zu verknüpfen, fände in den derzeitigen Bildungsprozessen für Kinder selten oder gar nicht statt. Sie hält das aber für unso wichtiger, als unsere Kinder durch das viele Sitzen vor Fernseher und Computer nicht mehr genug Bewegung hätten und auch die Eltern seltener mit den Kindern spazierengingen als früher. Auch würden Eltern nicht mehr mit den Kindern singen und keine Lieder mehr kennen. Sie hätten damit keine Möglichkeit mehr, Stimmungen auszudrücken. Im Kindergarten würde am ehesten noch gesungen, aber die Kindergärtnerinnen hätten keine musikalische Ausbildung. In der Schule würde der Musikunterricht oft Sparmaßnahmen zum Opfer fallen. Dabei sei ein Musikraum genauso wichtig wie eine Turnhalle. Auch die Sprache würde schon im Elternhaus leiden. Es würden kaum noch Geschichten vorgelesen, Eltern seien keine Vorbilder mehr in dem, was sie lesen. Sähen Kinder ihre Eltern nur mit einer leicht zu lesenden Illustrierten in der Hand, würden sie auch seltener zu einem Buch greifen. Dabei liebten Kinder Reime und Gedichte, die leichter mit Bewegung zu lernen seien.

Nach diesem Blick auf Elternhaus, Kindergarten und Grundschule wendete die Rednerin sich der *„Gesellschaft“* zu und wirft einen Blick auf Sprache, Bewegung und Musik.

Die Sprache selbst würde nicht gepflegt, sie sei durchsetzt mit Mode- und Fremdwörtern. Wie oft käme es dadurch zu Mißverständnissen und zu einer Entfremdung (die Rednerin sagte leider nicht, wovon es eine Entfremdung gäbe! Siehe oben).

Bewegung würde sehr wichtig genommen, das sähe man an den vielen Fitness-Studios, aber alles erfolge verkrampft und ohne Freude daran. Bei der Musik träten die kulturellen Gesichtspunkte in den Hintergrund (!), im Fernsehen würde keine echte Musikalität vermittelt und außerdem durch die hohe Lautstärke die Empfindlichkeit für Geräusche

überhaupt herabgesetzt. In diesem Zusammenhang spricht sie von mangelnder Sinneshygiene.

Alles das, was an Sprache, Bewegung und Musik unseren Kindern fehlte, könne durch die Rhythmik ausgeglichen werden. Wahrnehmung, Konzentration, Ausdauer und Kommunikation würden dabei geschult, und das seien die Grundlagen für zeitgemäßes Lernen.

Durch die von unsren Politikern vorgeschlagenen Ganztageschulen könnten diese Mängel nicht behoben werden, sie würden wohl den Bedürfnissen berufstätiger Eltern gerecht werden, nicht jedoch denen der Kinder. Es sei viel sinnvoller, wenn sich Eltern Zeit für ihre Kinder nähmen. In den Schulen und Kindergärten dürfe nicht mehr soviel Rücksicht auf „*keine Lust, etwas zu tun*“ genommen werden. Auch häufiger Wohnsitzwechsel wirkte sich nicht nur wegen der unterschiedlichen Schulsysteme ungünstig auf die kindliche Entwicklung aus, sondern auch, weil er jedes Mal das persönliche Umfeld der Kinder zerstörte.

Die Vortragende endete mit der Forderung: Wir wollen in erster Linie nicht gute Schüler, sondern lebensbejahende Menschen.

Auch zu diesem Vortrag könnte man sagen, daß mit diesem so beschriebenen Rhythmikunterricht alles das ersetzt werden soll, was unsere Kinder in der heutigen Zeit nicht mehr erhalten. Kinder, denen ihre Eltern noch gerne vorlesen, die sich auf kindgerechte Weise ausreichend bewegen können und mit Freude an Musik, den früher üblichen Kinderspielen und Kinderreimen aufwachsen, bräuchten gar keinen derartigen Unterricht.

Der letzte Vortrag dieser Tagung wurde von der Kinder- und Jugendlichentherapeutin Deta Margarete Stracke gehalten, die als Kunsttherapeutin arbeitet. Sie sprach über „*Heilsames Bilderschaffen in Psychotherapien mit Kindern und Jugendlichen*“.

Grundsätzlich ist das Zeichnen oder Malen von Bildern für Kinder eine befriedigende Tätigkeit. Schon das Kleinkind freut sich, wenn es selber etwas schaffen kann (Selbstwirksamkeit durch Kritzelbilder). Die Freude an der eigenen Leistung bildet sich hier heraus. Die Spuren einer malerischen Bewegung verklingen nicht wie Musik oder Tanz, sondern bleiben erhalten. Das fertige Bild wird zum wirklichen greifbaren Gegenüber.

Man solle in den Schulen im Unterricht auch keine Zensuren geben, um die Freude am Schaffen zu erhalten.

Die Therapeutin bezeichnete den Kunstunterricht in der Schule als destruktiv, da er kein freies bildnerisches Schaffen ermögliche. Kinder

bräuchten unter Umständen Unterstützung, um Freude am Malen zu finden.

Schon lange wußte man, daß das Befinden der Kinder an ihren Zeichnungen abgelesen werden könne. Manche Grund- und Hauptschullehrer lassen ihre Schüler immer wieder zu Wochenbeginn zeichnen, wie es ihnen geht. Manche Bilder seien dabei erschreckend: ein inneres Spiegelbild der Gefühle und Empfindungen der Kinder. Sie drücken das aus, was sie oft nicht in Worte fassen können. Sie könnten im Malen einen Ausweg aus ihrer Hilflosigkeit finden und ein Ventil für überschießende Gefühle. So reagierten sie sich ab. Durch das Verarbeiten von Erlebtem diene das Malen der Weltbewältigung. Es gäbe darüber hinausgehend auch die Hypothese, daß wichtige Entwicklungsprozesse durch gestalterische Prozesse gestärkt oder sogar nachgeholt werden könnten, daß sie ein Ausgleich für Unbewältigtes seien. Mit Hilfe des Bilder-Malens könne ein Erfahrungs- und Entfaltungsmangel ausgeglichen werden. Durch das Zeichnen von Abenteuern und Paradiesen würde die Phantasie gefördert, wobei gesunde Kinder die reale und die vorgestellte Welt nie durcheinanderbrächten.

In der Psychotherapie mache man sich daher ebenfalls zunutze, daß in der Bildersprache unklare, schwer faßbare Gedanken oder Erlebnisse verdeutlicht werden können, manchmal sogar solche, die aus der Zeit vor dem Spracherwerb stammten.

Durch das bildnerische Schaffen könnten unzugängliche Gedächtnisinhalte und unverarbeitete Erlebnisse auftauchen, sie könnten aber auch als Vermittler unmittelbar in traumatische Szenen führen, die der Betreffende nie verarbeiten konnte, und die dem normalen Erinnern nie zugänglich waren. Das könne zu Schwierigkeiten führen, weshalb in der Psycho- oder Traumatherapie immer eine fähige Begleitung notwendig sei.

So gesehen sollten wahrscheinlich auch Lehrer vorsichtig sein, wenn sie die Kinder solche Bilder, wie oben erwähnt, malen lassen.

Diese Therapien gehen davon aus, daß unbewältigte Erlebnisse in das Unterbewußtsein verdrängt werden. Daß dies möglich ist, hatte als erster Sigmund Freud festgestellt. Die Psychiaterin Dr. Mathilde Lüdendorff hat diese Erkenntnis bestätigt. Inwiefern diese Erlebnisse durch Bildermalen wieder hervorgeholt werden können, und ob dies auch mit den ganz frühen Erlebnissen ebenfalls möglich ist, kann man als Laie nicht beurteilen.

Ihm bleibt nur die nachvollziehbare Erkenntnis, daß eine ungezwungene schöpferische Tätigkeit beim gesunden Kind Phantasie und Selbstbewußtsein fördert.

Angesichts der vielen Irrwege, die die menschliche Vernunft gerade auf dem Gebiet der Kinderseele und der Erziehung, aus welchen Gründen auch immer, bisher gegangen ist, ist das in dieser Tagung Gehörte ausgesprochen erfreulich. Sicher hätte es so mancher Vortragende mit seinen Ausführungen leichter gehabt, wenn ihm das Besondere der von der Philosophin Mathilde Ludendorff beschriebenen Kinderseele klar gewesen wäre. Aber vielleicht kommt das ja noch!